Alexis de Tocqueville Über die Demokratie in Amerika

Ausgewählt und herausgegeben von J.P. Mayer

Titel der französischen Originalausgabe: De la démocratie en Amérique

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 8077
1985 Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Druck und Bindung: Canon Deutschland Business Services GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Printed in Germany 2017

RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-008077-1

www.reclam.de

Vorwort von Carl I. Burckhardt

1956

Es ist zu hoffen, daß die deutsche Wiedergabe von Tocquevilles prophetischem Erstlings- und Hauptwerk, Über die Demokratie in Amerika, das in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts erschienen war¹ und damals augenblicklich bewunderndes Aufsehen der Zeitgenossen erregt hatte, heute recht vielen deutschen Lesern zum eindringlichen Studium des amerikanischen Phänomens verhelfen wird. Um 1840 klangen Tocquevilles Aussagen wie die Ankündigung überraschender, geistvoller Wetten, deren Einsatz gewagt wurde, weil der Autor eine einzigartige Methode der Deduktion besaß, um seine Einsicht zu gewinnen und zu begründen. Heute, mehr als hundert Jahre später, ist der Verfallstermin der Wette abgelaufen, der geschichtliche Ablauf hat sich vollzogen, der Tatbestand liegt klar vor unseren Augen. Aus solchen wahrhaft mitreißenden geistigen Wagnissen läßt sich große politische Erfahrung gewinnen.

Wer ist Tocqueville? Er erscheint als einzigartiger Beurteiler des Staatslebens nach dem Auftakt der Französischen Revolution. Die Methode, mit der er Funktion, Zusammenhang und Entwicklung der politischen Gemeinschaft untersucht, ist aristotelisch. Zwei große Deutsche haben ihn früh und richtig erkannt: Karl Hillebrand, eine Zeitlang Sekretär Heinrich Heines, einer der größten deutschen Essayisten des 19. Jahrhunderts, und sodann Dilthey.

Dilthey sagt von Tocqueville: »Er ist der Analytiker unter den geschichtlichen Forschern seiner Zeit, und zwar unter allen Analytikern der politischen Welt der größte seit Aristoteles und Machiavelli. « Tocquevilles erstes Werk, Über die Demokratie in Amerika, erschien im Jahre 1835, der zweite

¹ J. P. Mayer, Alexis de Tocqueville (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; englische Ausgabe bei Dent, London; französische Ausgabe bei Gallimard, Paris). [Anm. von C. J. Burckhardt.]

Teil des Buches folgte im Jahre 1840. Beim Erscheinen der ersten zwei Bände war Tocqueville 30 Jahre alt. Er war aus keiner Schule hervorgegangen, er ist keiner Gruppe zuzurechnen. Der Erfolg des jungen Autors war ein durchschlagender, in Frankreich ebensosehr wie in den angelsächsischen Ländern und in Deutschland. Rover-Collard sagte damals, seit Montesquieu sei kein solcher Erfolg zu verzeichnen gewesen. Stuart Mill schrieb eine eindringliche Besprechung dieses Erstlingswerkes.

Tocqueville, der seine öffentliche Laufbahn als Richter begonnen hatte, beendete sie als Außenminister der Ersten Republik nach der 48er Revolution und vor dem Staatsstreich Louis Napoleons. Sein politisches Wirken als Parlamentarier und Staatsmann enttäuschte ihn und ließ sich in seiner Bedeutung in keiner Weise mit dem Wirken des Denkers und Schriftstellers vergleichen.

Sein zweites großes Werk, Die Revolution und das alte Regime, begann er erst nach dem Rücktritt von den Staatsgeschäften. Es ist nicht beendet worden - Tocqueville starb 1859 an einer Krankheit, zu der er den Keim schon früh auf seiner amerikanischen Studienreise erworben hatte.

Aufschluß über seine Person und sein Werk geben seine zahlreichen Korrespondenzen und vor allem seine Erinnerungen, die erst während des Zweiten Weltkrieges ungekürzt erschienen sind.

Wenn in seinen Briefen, den Reden, die er als Mitglied des Institut de France und der Französischen Akademie gehalten hat, vor allem in den erwähnten Hauptwerken die erstaunlichen Urteile des Staatsdenkers, des Soziologen und Historikers hervortreten, so geben die Memoiren das Maß seiner verhaltenen Leidenschaft und einer Menschenkenntnis, die ihn ebenbürtig neben Saint-Simon und La Bruyère stellen.

Es blieb der lebenden Generation nach dem Zweiten Weltkrieg vorbehalten, die oft sensationell wirkende Richtigkeit seiner Voraussagen festzustellen. Vorher wurde er nur gewissermaßen von den seltenen Gipfeln aus, den bedeutendsten Köpfen des 19. Jahrhunderts erkannt. Zur Zeit der Dritten Republik bis 1914 wurde er, vor allem in seinem eigenen Lande, den Liberalen zugerechnet; und als Liberaler wurde er vergessen und nicht mehr gelesen. Von den Liberalen aber unterscheidet er sich in entscheidenden Zügen, vor allem durch seinen Freiheitsbegriff, der im Religiösen wurzelt. Er hat die beiden hauptsächlichsten Gefahren der Demokratie vorausgesagt: Anarchie und Diktatur - in beiden Fällen das Entstehen einer erdrückenden Beamtenschaft. Er hat die Konsequenzen aus den drei Postulaten der Französischen Revolution gezogen: aus der Freiheit, an der er, nach den Worten eines seiner Zeitgenossen, »hing wie Pascal an seinem Kreuz«, der Freiheit, um deren Zukunft er bangte; aus der Gleichheit sodann und ihrem Entwicklungsgang zur Vermassung hin, und endlich aus dem Nationalismus. Er hat das Verschwinden des Privatbesitzes vorausgesehen. Die Lage Europas, wie sie sich hundert Jahre nach der Niederschrift seiner Werke darstellen würde, erkannte er als eingespannt in das Gegensatzpaar: Amerika, bewohnt von 150 Millionen weithin gleichgearteten Menschen, die, bewegt von schwankender, allmächtiger öffentlicher Meinung, mit den Mitteln der Technik der Natur alle denkbaren materiellen Werte abringen - und Rußland, das mit seinen einem einzigen Willen unterworfenen Massen dasjenige bekämpft, was einst den Namen der Zivilisation erhalten hatte, und den Träger dieser Zivilisation, den »menschlichen Menschen«.

Tocqueville und sein Werk

Tocquevilles Buch De la démocratie en Amérique (Über die Demokratie in Amerika) erschien im Jahre 1835. Drei Jahre vorher war sein Verfasser aus den Vereinigten Staaten zurückgekehrt, wo er fast ein Jahr geweilt hatte. Wie Montesquieu den Geist der Gesetze nur nach der Erfahrung der englischen Staatswirklichkeit schreiben konnte, so war auch für Tocqueville der Umgang mit der gelebten und erlebten Wirklichkeit der jungen amerikanischen Demokratie unerläßlich für die Konzeption seines Buches. Gemeinsam mit seinem Freund Gustave de Beaumont hatte er als Vorwand der Reise das Studium des amerikanischen Gefängniswesens gewählt; in der Tat veröffentlichten die beiden Reisegefährten im Jahre 1833 gemeinsam ein Buch Du Système pénitentiaire aux Etats-Unis et de son application en France. Sicherlich war jedoch der eigentliche Anlaß der Reise, jedenfalls für Tocqueville, das Studium der amerikanischen Demokratie. Es handelte sich für ihn nicht nur um eine Beschreibung und Interpretation des amerikanischen Staates und der ihn tragenden Gesellschaftsordnung, sondern gleichzeitig um die Anwendung der dort zu findenden Tendenzen auf die staatliche und soziale Welt Frankreichs. Auf vielen Seiten des vollendeten Werkes findet der aufmerksame Leser die Bestätigung dieser zweifachen Blickrichtung.

Es erübrigt sich hier, auf die amerikanische Reise Tocquevilles näher einzugehen. George Wilson Pierson hat sie gleichsam Tag für Tag in seinem bahnbrechenden Buch Tocqueville and Beaumont in America (1938) restituiert. Hier interessiert uns vor allem das vollendete Produkt: das Werk Über die Demokratie in Amerika, das wir dem Leser in einer, wie ich hoffe, gültigen Auswahl vorlegen. Dem ersten Bande vom Jahre 1835 folgte im Jahre 1840 ein Schlußband.

Der erste Band beschäftigt sich hauptsächlich mit der soziologischen Analyse des amerikanischen Staates: nicht nur mit der Struktur des amerikanischen Bundesstaates, sondern auch mit der Struktur der Einzelstaaten, wie sie aus ihren ethnisch-geographischen und historischen Voraussetzungen entstanden sind. Lange bevor das Wort Soziologie zur Mode geworden war, handhabte Tocqueville diese Wissenschaft mit klassischer Meisterschaft.

Nur auf einige zentrale Punkte sei hingewiesen: Der Abschnitt 9 unserer Auswahl untersucht die Omnipotenz der Mehrheit in den Vereinigten Staaten und deren Wirkungen. Niemand kann sich ihrem Einfluß entziehen. Ein wahres Entsetzen leuchtet durch die Schärfe und untrügliche Analyse des großen Staatsdenkers, der andererseits jedoch ganz überzeugt ist, daß die Majoritäts-Demokratie das Schicksal der europäischen Welt ist und ihre nahe und ferne Zukunft einschließt. Wie kann man ihre Allgewalt hemmen und einschränken? Die Beantwortung dieser Frage ist Tocquevilles Grundanliegen. Hier wendet sich sein Blick auf die englischen Staatstraditionen, die er, bevor er den ersten Band des Amerika-Werkes veröffentlicht hatte, an Ort und Stelle studierte. Tocqueville ist im Jahre 1833 nach England gefahren, sicherlich, weil ihm die britische Staats- und Sozialwirklichkeit für die Ausarbeitung seiner eigenen Staatssoziologie unerläßlich schien. Die Bedeutung der englischen Lokalverwaltung, die Unabhängigkeit des englischen Rechtswesens, die Offenheit der englischen Aristokratie - vielleicht die bedeutendste Entdeckung der historischen Soziologie Tocquevilles - sind ihm hier aufgegangen. Tief schöpft er aus Blackstones Kommentaren und des Genfers De Lolme Buch über die englische Verfassung. 1 Beide Werke sind für Tocqueville ebenso wichtig wie die lebendige Erfahrung der englischen staatlichen und gesellschaftlich-geschichtlichen Einrichtungen. Dem angloamerikanischen Rechtsgeist widmet er eine Darstellung, die für alle rechtssoziologischen Untersuchungen beispielgebend bleiben muß. Nichts läßt sich der

¹ Zur Bibliographie dieser Titel vgl. S. 82 f., Fußn. 3.

Tocquevilleschen Analyse der soziologischen Bedeutung des Geschworenen-Kollegiums (jury) zur Seite stellen, selbst nicht das Beste in den rechtssoziologischen Arbeiten Max Webers, der überdies mit Tocqueville viel Gemeinsames hat.

Man sieht überall, wie Tocqueville, der durch die Schule der großen französischen Magistrate gegangen ist, den Rechtsgeist die staatlichen Einrichtungen durchdringen läßt. Er dringt bis zur Struktur der Dinge vor: älteste Traditionen werden lebendig und das Gegenwärtige weist in die Zukunft. So wächst der zweite Teil des ersten Bandes in eine Soziologie des amerikanischen politischen Geistes, wobei das Wort »politisch« im überparteilichen, allumfassenden Sinne der platonisch-aristotelischen Tradition verstanden werden muß. Plato, Aristoteles, Machiavelli, Bodin und immer wieder Montesquieu, der Tocqueville bis in den Stil bestimmt hat, bilden die Ahnenreihe des Amerika-Werkes.

Die Gegenwartsbedeutung der rechts- und staatssoziologischen Einsichten Tocquevilles kann noch genauer aufgezeigt werden: als die Richter des Obersten Bundes-Gerichtshofes durch ihre Entscheidung vom 24. Juli 1974 Richard Nixon zum Rücktritt zwangen, beriefen sie sich ausdrücklich auf die von Montesquieu festgelegte Grundregel, daß eine freie republikanische Regierung sich der juristischen Macht, die im Konflikt der Legislative mit der Exekutive unabhängig sein muß, zu beugen habe. Die obersten Bundesrichter zitierten in ihrer Urteilsbegründung Montesquieu unter Berufung auf einen der Gründungsväter der amerikanischen Verfassung: in der Tat hatte sich Madison im Federalist (Nr. 47) auf Montesquieu bezogen. Der Federalist ist eine der Hauptquellen Tocquevilles, und so ist es keineswegs zufällig, wenn Tocqueville in unserem Band schreibt: »Es gibt in den Vereinigten Staaten kaum ein politisches Problem, das nicht früher oder später zu einem rechtlichen Problem wird. « Wie oft ist dieser schwerwiegende Satz während des Verlaufes der Watergate-Angelegenheit zitiert worden!

Kaum war der erste Band veröffentlicht, machte sich Toc-

queville an die Ausarbeitung des zweiten Bandes, der ihn fünf Jahre in Atem hielt. Sein Weltruhm war sichergestellt. Chateaubriand, mit dem ihn verwandtschaftliche Bande verknüpften, Royer-Collard, Sainte-Beuve begrüßten den Dreißigjährigen als »Montesquieu des 19. Jahrhunderts«. In England feierte ihn John Stuart Mill nicht anders. Das Werk wurde von F. A. Rüder 1836 ins Deutsche übertragen; die Geschichte seiner tiefen Wirkung auf den deutschen Frühliberalismus ist wichtig.

Im Jahre 1835 reiste Tocqueville erneut nach England. Dort traf er Mill, den bedeutenden Nationalökonomen Nassau-Senior, mit dem er zeitlebens in regstem freundschaftlichem Austausch blieb; auch Henry Reeve, seinen treuen Übersetzer und Freund, und viele andere bedeutende Gestal-

ten der damaligen englischen politischen Welt.

Zweifellos ist der zweite Band des Amerika-Werkes reifer. abgeklärter. Sainte-Beuve, der große französische Kritiker, so abwegig sonst sein Urteil über den Schlußband von Tocquevilles Werk ist, hat doch in einem recht: Amerika wird zum Vorwand, die zukünftigen Tendenzen der demokratischen Welt zu erfassen. Tocqueville fühlte die methodische Schwierigkeit des zweiten Bandes selbst, denn er schreibt in einem Briefe an John Stuart Mill vom 18. 12. 1840: »Dieser zweite Teil der Demokratie war in Frankreich weniger populär als der erste [...]. Ich bin daher sehr beschäftigt, in mir selbst den Fehler zu suchen, in den ich verfallen bin [...]. Ich glaube, daß das Übel, das ich suche, sich in der Problemstellung des Buches selbst findet. Es schließt etwas Obskures und Problematisches ein, das die große Menge nicht ergreift. Als ich ausschließlich von der demokratischen Gesellschaft der Vereinigten Staaten sprach, verstand man das sofort. Wenn ich von unserer demokratischen Gesellschaft in Frankreich gesprochen hätte, so wie sie sich heute darstellt, hätte man das auch noch gut begriffen. Aber indem ich von Ideen ausging, die mir die amerikanische und französische Gesellschaft zur Verfügung stellten, wollte ich allgemeine Züge demokratischer Gesellschaften zeichnen, von denen noch kein vollständiges Modell existiert. «² Tocqueville war wie Montaigne, Pascal und Montesquieu – und er gehört durchaus in diese Klasse von Denkern – ein Meister der Selbstanalyse.

Der Leser muß sich diese Sätze scharf einprägen, bevor er an die Lektüre des zweiten Bandes geht: in der Tat, Amerika wird zum Vorwand, denn Tocquevilles Untersuchungen dringen an jeder Stelle zur *universellen* Problematik einer demokratischen Weltordnung vor, wie sie heute vor uns steht. Dies gibt dem Werk seine faszinierende Aktualität, die uns immer wieder in ihrem Bann hält.

Ein Kapitel wie das über »die Aristokratie der Industrie« oder »Weshalb die großen Revolutionen selten werden« illustrieren seine Überlegenheit selbst gegenüber seinen bedeutendsten Zeitgenossen; so z. B. Karl Marx. Während Marx das »Absterben« des Staates lehrte, zeigt uns Tocqueville, wie dessen Macht zum Leviathan wird, der uns heute, mehr als hundert Jahre nach der Veröffentlichung des zweiten Bandes des Amerika-Werkes, fast völlig verschlungen hat. Immerhin haben wir in Europa und in Amerika noch die Freiheit, Tocquevilles Warnungen zu veröffentlichen – und vielleicht sogar sie zu lesen und zu beachten.

Die gefahrdrohende Spannung zwischen Gleichheit und Freiheit, wie sie die historisch unvermeidliche Angleichung der Menschen zur Folge hat, ist von Marx übersehen worden. Dieser hatte seine Staatstheorie an Spinoza und Rousseau orientiert, und diese letzteren hatten ihre politischen Philosophien am Kleinstaat ausgerichtet. Auch die Staatstheorie Hegels kennt die Problematik des modernen Massenstaats nicht. Montesquieu, der mit den gefährlichen Spannungen des Großstaates durch seine Studien über den Niedergang Roms tief vertraut war, hatte den stärksten Einfluß auf Tocqueville, der dessen Geist der Gesetze gleichsam auswendig wußte. Viele Stellen des vorliegenden Buches belegen dies.

² Hervorhebung des Herausgebers.

Marx dagegen hat über die Großstaatsproblematik bei Montesquieu hinweggelesen.

Nur die administrative Dezentralisierung der staatlichen Zentralgewalt kann die menschliche Freiheit existentiell bewahren. Es ist möglich, daß Tocqueville die potentielle Kraft der englisch-amerikanischen lokalen Verwaltung überschätzt hat. Wahrscheinlich sind seine englischen und amerikanischen liberalen Freunde, die seine unermüdlichen Fragen beantwortet haben, zu optimistisch gewesen. Denn wir sehen heute, um nur von England zu sprechen, wie sich anonyme zentralistische Bürokratien auch in die Distrikte und Grafschaften eingenistet haben. Und trotzdem ist die Tocquevillesche These von der Wichtigkeit der politischen Partizipation des Staatsbürgers im kleinsten kommunalen Bereich eines der grundlegenden Desiderata unserer krisengeschüttelten Gegenwart.

Der vierte Teil des zweiten Bandes ist ohne Zweifel eines der bleibenden Meisterwerke der soziologischen Weltliteratur. Erst unsere unmittelbare Gegenwart macht diese tiefschichtige Analyse völlig verständlich.

Die Seiten, mit denen Tocqueville sein Amerika-Werk beschließt, helfen uns, unseren geschichtlichen Standort zu verstehen und vielleicht sogar die Instrumente zu entwerfen, der Zukunft gewachsen zu sein. Hier faßt Tocqueville zehnjähriges Nachdenken und Erfahrung zusammen. »Ich denke«, so schreibt er, »daß in den demokratischen Jahrhunderten, die sich jetzt eröffnen, die individuelle Unabhängigkeit und die lokalen Freiheiten immer ein Produkt der Kunst sein werden. Die Zentralisation wird die natürliche Regierung sein. « Er meint selbstredend mit dem Begriff »Kunst« die politische Kunst – die Politik.³

³ Ich habe die Wirkungsgeschichte des Amerika-Werkes in meiner französischen Ausgabe ausführlich dargestellt. Vgl. Tocqueville, Œuvres complètes 1,2, S. 384 ff. Mein Buch Alexis de Tocqueville. Analytiker des Massenzeitalters (31972) gibt eine Einführung in das Gesamtwerk des großen französischen Soziologen.

Alexis de Tocqueville, der, aus altem normannischem Adel stammend, 1805 in Paris geboren wurde, starb in Cannes im Jahre 1859. Er war in der Hochblüte des Zeitalters Louis Napoleons in seinem eignen Vaterland zum politischen Emigranten geworden. Er hat für die Zukunft geschrieben, die jetzt unsere Gegenwart ist.

J. P. Mayer

Aus dem ersten Band

Einleitung

Von all dem Neuen, das während meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten meine Aufmerksamkeit auf sich zog, hat mich nichts so lebhaft beeindruckt wie die Gleichheit der gesellschaftlichen Bedingungen. Alsbald wurde mir der erstaunliche Einfluß klar, den diese bedeutende Tatsache auf das Leben der Gesellschaft ausübt; sie gibt dem öffentlichen Geist eine bestimmte Richtung und den Gesetzen ein bestimmtes Wesen; sie gibt den Regierenden neue Grundsätze und den Regierten besondere Gewohnheiten.

Bald erkannte ich, daß diese Tatsache weit über das politische Leben und die Gesetze hinaus von Einfluß ist und daß sie die bürgerliche Gesellschaft nicht weniger beherrscht als die Regierung: sie erzeugt Meinungen, läßt Gefühle entstehen, weckt Gewohnheiten und verwandelt alles, was sie nicht her-

vorbringt.

So sah ich, je mehr ich mich mit der amerikanischen Gesellschaft beschäftigte, in der Gleichheit der gesellschaftlichen Bedingungen immer deutlicher das schöpferische Prinzip, das allen Einzeltatsachen zugrunde zu liegen schien, und ich stieß immer wieder auf diese Gleichheit als auf einen zentralen Punkt, in den alle meine Beobachtungen einmündeten.

Darauf kehrte ich mit meinen Gedanken zu unserem Erdteil zurück, und ich hatte den Eindruck, hier etwas Ähnliches wahrzunehmen. Ich sah, wie die Gleichheit der gesellschaftlichen Bedingungen, ohne – wie in Amerika – ihre äußersten Grenzen erreicht zu haben, ihnen täglich immer näherrückte; und mir schien die gleiche Demokratie, die über die amerikanische Gesellschaft herrscht, in Europa sich rasch der Herrschaft zu nähern.

Da entschloß ich mich, das vorliegende Buch zu schreiben. Eine große demokratische Revolution ist bei uns im Gange; alle nehmen sie wahr, aber nicht alle beurteilen sie auf die gleiche Weise. Die einen betrachten sie als etwas Neues, Zufälliges und hoffen, sie noch aufhalten zu können; andere halten sie dagegen für unwiderstehlich, weil sie ihnen als die stetigste, die älteste und die anhaltendste Entwicklung erscheint, die in der Geschichte bekannt ist.

Ich vergegenwärtige mir zunächst kurz, was Frankreich vor siebenhundert Jahren war: ich sehe es unter einige wenige Familien aufgeteilt, die den Grund und Boden besitzen und die Einwohner regieren; die Befehlsgewalt vererbt sich dann von einer Generation auf die andere; die Menschen kennen nur ein Mittel, aufeinander zu wirken, die Gewalt: und man entdeckt nur einen Ursprung der Macht, das Grundeigentum.

An dieser Stelle beginnt sich die politische Macht des Klerus zu entfalten und bald auszubreiten. Der Klerus öffnet seine Reihen jedermann, dem Armen wie dem Reichen, dem Bürger wie dem Adligen; die Gleichheit beginnt über die Kirche in die Regierung einzudringen, und wer bisher als Leibeigener in ewiger Knechtschaft elend dahinlebte, nimmt nun als Priester mitten unter dem Adel Platz und wird sich später oft über Könige erheben.

Als die Gesellschaft mit der Zeit zivilisierter und gefestigter wird, werden auch die verschiedenen Beziehungen zwischen den Menschen verwickelter und mannigfaltiger. Es meldet sich das Bedürfnis nach bürgerlichen Gesetzen. Die Rechtsgelehrten treten auf den Plan; sie kommen aus den dunklen Gerichtssälen und aus der Zurückgezogenheit verstaubter Kanzleien ans Tageslicht und lassen sich im Gerichtshof des Fürsten an der Seite der hermelin- und waffengeschmückten Barone nieder.

Die Könige richten sich in gewaltigen Unternehmungen zugrunde; die Adligen erschöpfen sich in Privatfehden; die Bürger kommen durch den Handel zu Reichtum. Der Einfluß des Geldes auf die Staatsgeschäfte macht sich bemerkbar. Der Handel ist eine neue Quelle der Macht, und die Finanziers werden eine politische Größe, die man verachtet und umwirbt.

Langsam breitet die Bildung sich aus; man sieht, wie der Sinn für Literatur und Künste erwacht; nun wird der Geist ein Element des Erfolges; die Wissenschaft wird ein Hilfsmittel der Regierung, die Intelligenz eine soziale Macht; die Gelehrten dringen in die Leitung der Staatsgeschäfte ein.

Je mehr neue Wege zur Macht sich eröffnen, desto niedriger sinkt die vornehme Geburt im Wert. Im 11. Jahrhundert war der Vorzug des Adels unschätzbar, im 13. Jahrhundert käuflich; 1270 findet die erste Erhebung in den Adelsstand statt, und schließlich dringt die Gleichheit über die Aristokratie selbst in die Regierung ein.

Während der verflossenen siebenhundert Jahre ist es zuweilen vorgekommen, daß die Adligen dem Volk politische Macht gegeben haben, um so gegen die königliche Autorität zu kämpfen oder ihren Rivalen die Macht zu entreißen.

Häufiger noch sah man, daß die Könige die unteren Klassen an der Regierung teilnehmen ließen, um die Macht der Aristokratie zu schwächen.

In Frankreich zeigten sich die Könige als die geschäftigsten und beharrlichsten Gleichmacher. Waren sie voller Ehrgeiz und mächtig, so versuchten sie das Volk auf das Niveau der Adligen zu erheben; waren sie maßvoll und schwach, so ließen sie zu, daß das Volk sich über sie selbst stellte. Die einen haben die Demokratie durch ihre Fähigkeiten gefördert, die anderen durch ihre Fehler. Ludwig XI. und Ludwig XIV. wollten unterhalb des Throns alles gleichmachen, Ludwig XV. ist schließlich selbst mit seinem Hofstaat in den Staub gestiegen.

Seit die Bürger anfingen, den Grund und Boden nicht mehr als Lehen zu besitzen, und seit der mittlerweile aufgekommene Reichtum an beweglichen Gütern Einfluß und Macht verlieh, gibt es keine Entwicklungen auf dem Gebiet der Künste, keine Vervollkommnungen in Handel und Gewerbe, die nicht neue Bausteine zur Gleichheit unter den Menschen geliefert hätten. Von diesem Augenblick an sind alle Entwicklungen, alle neuen Bedürfnisse, alle Wünsche, die sich befriedigen wollen, nur Schritte auf dem Wege zur allgemeinen Nivellierung. Die Neigung zum Luxus, die Liebe zum Krieg, die Herrschaft der Mode, die künstlichsten wie die tiefsten Leidenschaften des menschlichen Herzens scheinen miteinander darauf hinzuarbeiten, die Reichen arm und die Armen reich zu machen.

Seit die geistige Arbeit zu einer Quelle des Reichtums und der Macht wurde, muß man jede Entwicklung der Wissenschaft, jede neue Erkenntnis, jede neue Vorstellung als einen Keim der dem Volk zubereiteten Macht betrachten. Dichtkunst, Beredsamkeit, Witz, Einbildungskraft, Gedankentiefe, alle die Gaben, die der Himmel nach Belieben austeilt, förderten die Demokratie, und selbst wenn sie sich im Besitze der Gegner der Demokratie befanden, dienten sie doch ihrer Sache, indem sie Zeugnis gaben von der natürlichen Größe des Menschen; alle Errungenschaften der Demokratie breiteten sich mit denen der Zivilisation und der Bildung aus, und die Literatur wurde zu einem jedermann offenen Arsenal, aus dem sich die Schwachen und die Armen täglich bewaffneten.

Durchläuft man die Seiten unserer Geschichte, so findet man in den letzten siebenhundert Jahren keine bedeutenden Ereignisse, die nicht die Entwicklung der Gleichheit gefördert hätten.

Die Kreuzzüge und die Kriege mit England raffen viele Adlige dahin und zersplittern ihre Ländereien; die Einrichtung der Gemeinden führt die demokratische Freiheit im Innern der Feudalmonarchie ein; die Erfindung der Feuerwaffen stellt den Bürger dem Ritter auf dem Schlachtfeld gleich; die Buchdruckerkunst öffnet ihrem Verstand gleiche Hilfsmittel; die Post trägt die Bildung in Hütte wie Palast; der Protestantismus versichert, alle Menschen seien gleicherweise imstande, den Weg zum Himmelreich zu finden. Die Entdeckung Amerikas bietet tausend neue Wege zu einem

Vermögen und verschafft dem Abenteurer niederer Herkunft Reichtum und Macht.

Wenn man sich – angefangen beim 11. Jahrhundert – ansieht, was in Frankreich nach jeweils fünfzig Jahren geschehen ist, kann man nicht umhin, zu bemerken, daß sich in der Ordnung der Gesellschaft eine doppelte Revolution vollzieht.

Der Adlige sinkt auf der sozialen Stufenleiter, der Bürger steigt auf. Alle fünfzig Jahre sind sie einander nähergekommen, und bald werden sie sich berühren.

Diese Entwicklung ist keine Besonderheit Frankreichs. Wohin wir unsere Blicke auch wenden, in der gesamten christlichen Welt sehen wir die gleiche Revolution sich unaufhaltsam vollziehen.

Allenthalben sah man die verschiedenen Ereignisse im Leben der Völker zum Nutzen der Demokratie ausschlagen; alle Menschen haben sie mit ihren Anstrengungen gefördert: solche, die sie zu fördern beabsichtigten, und solche, die daran gar nicht dachten; solche, die für sie stritten, und selbst ihre erklärten Gegner; alle wurden durcheinander in die gleiche Bahn gestoßen und alle haben gemeinsam gewirkt, die einen wider Willen, die anderen unbewußt, sie alle blinde Werkzeuge in den Händen Gottes.

Die stufenweise Entwicklung der Gleichheit der gesellschaftlichen Bedingungen ist also ein von der Vorsehung gewolltes Ereignis, denn sie hat dessen wesentliche Merkmale: sie ist allgemein, sie ist beständig, und sie entzieht sich immer neu der menschlichen Einwirkung; alle Begebenheiten und alle Menschen dienen der Entwicklung der Gleichheit.

Kann man wirklich annehmen, eine so weit ausholende gesellschaftliche Bewegung sei durch die Anstrengungen einer Generation aufzuhalten? Meint man, die Demokratie werde, nachdem sie das Feudalsystem zerstört und die Könige überwunden hat, bei den Bürgern und den Reichen zögern? Wird sie jetzt einhalten, da sie so stark geworden ist, ihre Gegner so schwach?

Wohin gehen wir also? Niemand vermag es zu sagen; denn uns fehlen schon die Vergleichspunkte: die gesellschaftlichen Bedingungen sind heute in der christlichen Welt einander mehr angeglichen, als sie es jemals zu irgendeiner Zeit in irgendeinem Land der Erde waren; so versperrt uns die Größe dessen, was geschieht, den Blick auf das, was noch geschehen kann.

Das vorliegende Buch ist völlig unter dem Eindruck einer Art religiösen Schauders geschrieben, den der Anblick dieser unwiderstehlichen Revolution im Herzen des Verfassers hervorgerufen hat, dieser Revolution, die seit Jahrhunderten über alle Hindernisse hinweg ihren Weg fortsetzt und die wir heute inmitten der Trümmer, die sie geschaffen hat, immer noch weiter vordringen sehen.

Gott muß nicht unbedingt selbst sprechen, damit wir untrügbare Zeichen seines Willens wahrnehmen; wir brauchen nur den gewöhnlichen Gang der Natur und die beständige Tendenz der Ereignisse zu beobachten; ich weiß, ohne daß der Schöpfer seine Stimme erhebt, daß die Gestirne im Raum den Bahnen folgen, die sein Finger gezogen hat.

Wenn lange Beobachtungen und ernstliches Nachdenken die Menschen unserer Tage zu der Erkenntnis bringen würden, daß die stufenweise und fortschreitende Entwicklung der Gleichheit zugleich die Vergangenheit und die Zukunft ihrer Geschichte ist, dann würde diese einzige Entdeckung der Entwicklung den heiligen Charakter des Willens unseres höchsten Gebieters verleihen. Die Demokratie aufhalten zu wollen, erschiene dann als ein Kampf gegen Gott selbst, und die Nationen könnten sich nur mit der Gesellschaftsordnung abfinden, die ihnen die Vorsehung zuweist.

Die christlichen Völker scheinen mir heute ein erschrekkendes Schauspiel zu bieten; die Bewegung, die sie davonträgt, ist schon zu stark, als daß man sie aufhalten könnte, und sie ist noch nicht reißend genug, daß man daran verzweifelte, sie zu lenken: Die christlichen Völker halten ihr Schicksal in ihren Händen; aber bald wird es ihnen entgleiten.

Die Demokratie belehren, ihre religiösen Überzeugungen nach Möglichkeit beleben, ihre Sitten reinigen, ihre Bewegungen in eine Ordnung bringen, nach und nach ihre Unerfahrenheit durch die Einsicht in die Staatsgeschäfte, ihre blinden Neigungen durch die Kenntnis ihrer wahren Interessen ersetzen, ihre Regierung Zeit und Ort anpassen: das ist es, was den Menschen, die heute an der Spitze des Staates stehen, als oberste Pflicht auferlegt ist.

Eine durchaus neue Welt bedarf einer neuen politischen Wissenschaft

Aber daran denken wir kaum: Mitten in einem reißenden Strom stehend, heften wir die Augen hartnäckig auf einige Trümmer, die man noch am Ufer wahrnimmt, während uns die Strömung mit sich führt und uns rücklings dem Abgrund zutreibt.

In keinem der europäischen Völker hat die große soziale Revolution, die ich eben beschrieben habe, schnellere Fortschritte gemacht als bei uns; sie ist hier aber immer dem Zufall gefolgt.

Niemals haben die Staatsoberhäupter daran gedacht, ihr den Weg zu bereiten; sie hat sich gegen ihren Willen oder ohne ihr Wissen vollzogen. Die mächtigsten, klügsten und moralisch höchststehenden Klassen der Nation haben gar nicht versucht, sie in ihre Gewalt zu bekommen, um sie zu lenken. So blieb die Demokratie ihren ungezügelten Neigungen überlassen; sie wuchs heran wie die Kinder ohne väterliche Aufsicht, die sich in den Straßen unserer Städte selbst erziehen und nur die Fehler und die Probleme der Gesellschaft kennen. Noch schien man ihre Existenz nicht zu bemerken, als die Demokratie sich unversehens der Herrschaft bemächtigte. Da nun unterwarf sich jeder sklavisch ihren kleinsten Wünschen; man betete sie an als das Sinnbild der Macht; als in der Folge ihre eigenen Ausschweifungen die Demokratie geschwächt hatten, faßten die Gesetzgeber, anstatt zu versuchen, sie zu belehren und zu läutern, den törichten Entschluß, sie zu beseitigen, und dachten, statt ihr beizubringen, wie man regiert, allein daran, sie von der Regierung auszuschließen.

Der Erfolg war, daß sich die demokratische Revolution im äußeren Gefüge des Staates vollzog, ohne in den Gesetzen, Vorstellungen, Gewohnheiten und Sitten den Wandel zu bewirken, der nötig gewesen wäre, um die Revolution fruchtbar zu machen. So haben wir die Demokratie, aber ohne das, was ihre Fehler mildern und ihren natürlichen Vorzügen zum Durchbruch verhelfen könnte; schon sehen wir das Schlechte, das sie mit sich führt, aber noch bemerken wir das Gute nicht, das sie hervorbringen kann.

Als die königliche Gewalt, gestützt auf die Aristokratie, die Völker Europas friedlich regierte, genoß die Gesellschaft in all ihrem Elend manches Glück, von dem wir uns heute nur schwer eine Vorstellung machen und das wir nur noch schwer würdigen können.

Die Macht einiger Untertanen errichtete unübersteigbare Schranken gegen die Tyrannei des Fürsten; und die Könige schöpften, im Bewußtsein der nahezu göttlichen Würde, die sie in den Augen des Volkes besaßen, eben aus der Achtung, die sie auslösten, den Willen, ihre Macht nicht zu mißbrauchen.

Durch einen ungeheuren Abstand vom Volke getrennt, nahm der Adel an dessen Schicksal jenes wohlwollende und gelassene Interesse, das der Hirte seiner Herde entgegenbringt; und betrachtete er auch den Armen nicht als seinesgleichen, so wachte er doch über dessen Schicksal wie über einen ihm von der Vorsehung anvertrauten Schatz.

Da das Volk noch keine Vorstellung von einer anderen als der bestehenden Gesellschaftsordnung hatte, und da es gar nicht auf den Gedanken kam, es könne sich jemals seinen Herren angleichen, nahm es ihre Wohltaten entgegen und beschäftigte sich nicht mit ihrer Berechtigung. Waren sie milde und gerecht, so liebte das Volk seine Herren, aber auch ihrer Härte unterwarf es sich widerspruchslos und ohne Selbsterniedrigung als einem unvermeidlichen Übel aus Gottes Hand. Gewohnheit und Sitten hatten im übrigen der Tyrannei Grenzen gesetzt und selbst inmitten der Gewalt ein gewisses Recht begründet.

Da der Adlige gar nicht auf den Gedanken kam, man wolle ihm Vorrechte nehmen, die er für legitim hielt, da auf der anderen Seite der Knecht seinen niederen Stand als einen Ausfluß der unwandelbaren Ordnung der Natur betrachtete, versteht man, daß sich zwischen diesen beiden vom Schicksal so ungleich bedachten Klassen ein gewisses gegenseitiges Wohlwollen herausbilden konnte. Man sah damals in der Gesellschaft Ungleichheit und Elend, aber die Seelen waren nicht erniedrigt.

Nicht der Gebrauch der Macht oder die Gewohnheit zu gehorchen erniedrigt den Menschen, sondern nur der Gebrauch einer Macht, die er für illegitim, und der Gehorsam gegenüber einer Macht, die er für angemaßt und tyrannisch hält

Auf der einen Seite gab es damals Vermögen, Macht, Muße und mit ihnen das Bedürfnis nach Luxus, die Verfeinerung des Geschmacks, die Freuden des Geistes und die Pflege der Künste; auf der anderen Seite Arbeit, Grobheit und Unwissenheit.

Aber in dieser unwissenden und ungehobelten Menge traf man auf kraftvolle Leidenschaften, hohe Gefühle, tiefen Glauben und ursprüngliche Tugenden.

Ein so beschaffener Gesellschaftskörper konnte Dauer entfalten, Macht und vor allem Ruhm.

Da aber vermischen sich die Stände; die zwischen den Menschen errichteten Schranken fallen; man zerschneidet den Grundbesitz, die Macht teilt sich auf, die Bildung breitet sich aus, und das geistige Vermögen der Menschen gleicht sich einem allgemeinen Niveau an; die Gesellschaftsordnung wird demokratisch, und die Herrschaft der Demokratie setzt sich schließlich in den Institutionen und Sitten friedlich durch.

Am Ende dieser Entwicklung denke ich mir eine Gesellschaft, in der alle das Gesetz als ihr Werk betrachten, es lieben und sich ihm widerspruchslos fügen, in der die Autorität der jeweiligen Regierung zwar für notwendig, aber nicht für göttlich gehalten wird, und in der die Liebe zum Staatsoberhaupt nicht eine Leidenschaft, sondern ein besonnenes und ruhiges Gefühl ist. Da jedermann Rechte hat und sicher ist, seine Rechte auch durchzusetzen, würde sich dann zwischen allen Klassen ein gesundes Vertrauen und eine gewisse gegenseitige Nachgiebigkeit einstellen, die vom Hochmut so weit entfernt ist wie von der Erniedrigung.

Das mit seinen wahren Interessen vertraute Volk würde dann begreifen, daß man, um die Vorteile des Staates zu genießen, die staatsbürgerlichen Lasten auf sich nehmen muß. Der freie Zusammenschluß der Bürger könnte dann an die Stelle der persönlichen Macht des Adels treten, und der

Staat wäre vor Tyrannei und Willkür sicher.

Ich bin mir darüber klar, daß die Gesellschaft in einem solchen Staat durchaus nicht unbeweglich sein wird; aber die Bewegungen des Gesellschaftskörpers können hier geordnet und fortschrittlich sein; trifft man hier weniger Glanz an als in einer Aristokratie, so wird man hier doch auch weniger Elend finden; hier wird es weniger höchsten Genuß geben, dafür allgemeineren Wohlstand; Gelehrsamkeit wird weniger groß, Unwissenheit seltener sein; die Gefühle werden weniger kraftvoll und die Gewohnheiten gemäßigter sein; man wird mehr Fehler, aber weniger Verbrechen beobachten.

Begeisterung und Glaubenseifer werden fehlen; für Bildung und Erfahrung aber werden die Bürger zuweilen große Opfer bringen; da einer so schwach ist wie der andere, wird jeder in gleichem Maße auf die Hilfe seiner Mitbürger angewiesen sein; und da er weiß, daß er sich auf diese nur verlassen kann, wenn er auch ihnen seine Unterstützung gewährt, wird er mühelos zu der Einsicht gelangen, daß sein eigenes Interesse für ihn mit dem Interesse der Allgemeinheit zusammen-

fällt.

Die Nation wird, im ganzen genommen, weniger glanzvoll, weniger ruhmreich, vielleicht sogar weniger stark dastehen; aber die Mehrheit der Bürger wird sich hier größeren Wohlstandes erfreuen, und das Volk wird sich friedliebend zeigen, nicht weil es glaubt, es könne ihm nicht noch besser gehen, sondern weil es einsieht, daß es ihm gut geht.

Ist auch in einer solchen Ordnung der Dinge vielleicht noch nicht alles gut und ersprießlich, so würde sich doch die Gesellschaft wenigstens alles zu eigen gemacht haben, was die Ordnung an Ersprießlichem und Gutem zu bieten hat, und die Menschen würden, indem sie für immer auf die Vorteile vérzichteten, die eine Aristokratie zu gewähren vermag, von der Demokratie alles Gute ergriffen haben, das diese ihnen darreichen kann.

Was aber haben wir, als wir die Gesellschaftsordnung unserer Vorfahren aufgaben und ihre Institutionen, Vorstellungen und Sitten unterschiedslos verwarfen, was haben wir statt dessen gewonnen?

Das Ansehen der königlichen Gewalt ist dahin, ohne daß die Majestät der Gesetze an seine Stelle getreten wäre; heutzutage verachtet das Volk die Autorität, aber es fürchtet sie, und die Furcht erreicht vom Volke mehr, als vorzeiten Achtung und Liebe erlangten.

Ich sehe, wie wir die individuellen Machtträger vernichtet haben, die selbständig gegen die Tyrannei anzukämpfen imstande waren; statt dessen sehe ich, wie die Regierung allein in alle die Vorrechte eintritt, die Familien, Körperschaften oder einzelnen entrissen wurden: auf die manchmal drückende, oft aber erhaltende Macht weniger Bürger ist so die Schwäche aller gefolgt.

Die Aufteilung der Vermögen hat den Abstand verringert, der den Armen vom Reichen trennte; aber nun, da sie sich näherrücken, haben sie offenbar neue Gründe gefunden, sich zu hassen, und indem sie einander mit furchtsamen und neidvollen Blicken messen, verdrängen sie sich gegenseitig von der Macht; keiner von beiden hat auch nur die Vorstellung